Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 2

Artikel: "Und leis die Flocken fallen"
Autor: Scherrer, Maria
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633617

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Und leis die Flocken fallen"

Skizze aus dem Leben, von Maria Scherrer

Grau lag das Häusergewirr der kleinen Stadt im Abenddämmern. Leis fielen die Flocken und setzten den Gartenzäunen, Säulen und Postamenten der Vorstadtgärten weiße mollige Mützen auf. Am Fenster eines Hauses stand eine stille, schlichte Frau. Sie schaute in den tollen Flockenreigen und sann — —

Schon seit acht Jahren war sie Witwe; zwei Buben nannte sie ihr eigen und noch hatte sie die Dreißig nicht überschritten. Der Jüngere der beiden Flachsköpfe hatte seinen Vater nie gekannt; er kam zur Welt acht Tage nach dem gräßlichen Eisenbahnunglück, bei welchem der Vater als Opfer seines Berufes sein Leben lassen mußte. Sie haben ihn tot ins Haus gebracht. — Mit der Witwenpension und dem kargen Verdienst als Kunstgewerblerin brachte sie sich und die beiden Jungen durch. Es ging ihr soweit gut. Manchmal nur kroch das Gefühl der Einsamkeit an sie heran, trotz der beiden Buben, die ihr nun alles waren.

Der Sonntag mit der feiertäglichen Stille, grau in grau der Wintertag und der stille monotone Fall der Flocken hatte die einsame Frau noch einsamer gemacht. Die Buben tollten sich in Schnee und Wind und sie wartete ungeduldig auf ihre Heimkehr mit ihrer herzerfrischenden Jugend und Fröhlichkeit. Und sie wartete auf noch jemand. — An solch einsamen, freudlosen Sonntagen pflegte ab und zu ein Freund ihres verstorbenen Gatten nach ihr zu sehen. — Aber warum wartete sie auf ihn? Wenn ihr Herz sehnsüchtig neuem Glück entgegenträumte, sagte sie sich nicht selbst jedesmal ein energisches „Nein"? Wollte sie nicht selbst, daß es so blieb, wie es war? Sie und die beiden Jungen — das genügt! So hatte sie sich schon oft und oft gesagt.

Nun kamen die Buben in tollem Uebermut durch das Gartentor gerannt und ihnen folgte elastischen Schrittes ein schlank gewachsener Mann.— Grete Hübner ertappte sich, daß sie doch rasch in den Spiegel schaute bevor sie die Etagentür öffnete. Mit lautem Jubel wurde die Mutter von den übermütigen Jungen begrüßt. Die warme Herzlichkeiit ihrer Kinder entschädigte sie für die einsamen Stunden an diesem Nachmittag. — Etwas abseits schaute der Freund dem zärtlichen Empfang zu und bat, auf ein Stündchen bleiben zu dürfen. Und er blieb bis zum Abendbrot und noch länger. — Er tollte mit den Buben und als es gar zu laut wurde, brach er das Gefecht ab und schlug vor, auf dem Teppich zu ebener Erde ein Schloß zu bauen. Stein um Stein wurde aufeinander gefügt. Aber immer glitten die Blicke zu der schönen, stillen Frau hinüber, die heute so versonnen und nachdenklich war. Gerade heute hätte der Freund sie gerne fröhlich und lebensfroh gehabt. —

Das Schloß aus weiß- und rotlackierten Bausteinen blieb auf dem Bodenteppich stehen als die Buben schlafen gingen. —

Wiederum stand der Freund abseits als die Arme der beiden Buben sich um den Nacken der geliebten Mutter schlangen und sie in kindlicher Zärtlichkeit den Gutenachtkuß auf ihre Wangen drückten. Grete Hübner entgingen die seltsamen Blicke des Freundes nicht und sie wußte sie zu deuten. —

Als sie von den Betten der Kinder zurück in das Wohnzimmer trat, saß der Freund in nachdenklicher Haltung unter der Stehlampe im Lesewinkel. Bei ihrem Eintreten schreckte er auf und erhob sich: „Nun muß ich wohl auch gehen, damit sie Ihre Ruhe haben?" Und er versuchte seinen Worten einen leichten Unterton von Scherz zu geben. — „Oder wollen wir noch eine Partie Schach spielen?" „Damit Sie wie immer wieder Sieger bleiben", fiel Frau Grete plötzlich ein, „ich plaudere lieber noch ein wenig, jetzt können Sie ohnehin nicht nach Hause. Sehen Sie, es schneit und schneit." Dann war es eine Weile still im kleinen behaglichen Raum. Eine Alabasteruhr auf der Kirschbaumkommode schlug die neunte Stunde des Abends. Der Freund zündete sich eine Zigarette an, blies zwei, drei Wölkchen in die Luft und nahm die Hand der kleinen Frau, die ihm gegenüber in der Sofaecke saß, in seine große, feste Männerhand: „Liebe Freundin, wie lange wollen Sie sich eigentlich mit dem Leben und den beiden wilden Jungen abplagen. Wollen Sie sich nicht endlich in meine Obhut geben? Wollen Sie nicht endlich all' Ihrer Sorgen enthoben sein und mir ein wenig von Ihrer großen Liebe und Ihrer schönen Kameradschaft geben? Wäre das nicht zu machen, liebe Frau Grete?"

Die junge, einsame Frau entzog dem Freunde die Hand nicht; sie schaute ihm tief und ganz ruhig in die Augen: „Ich habe auf diese Frage gewartet, lieber Freund, ohne eingebildet zu sein, und ich habe in einsamen Stunden oft und oft über meine Antwort nachgedacht, welche ich Ihnen geben würde, wenn Sie mich wirklich fragen werden. — Sie wissen, wie sehr ich Robert, meinen Gatten geliebt habe. Ich liebe heute meine beiden Buben nicht weniger. Sie schließen mein ganzes Leben, mein Schaffen und mein Hoffen ein. Sonst brauche ich niemanden und nichts. So glaube ich heute wenigstens. O ja, man braucht Geld zum Leben, man braucht Menschen, um seine Arbeit an den ‚Mann zu bringen' Herz und Gemüt verlangt nach Freundschaft, bei welcher man Rat und etwas fürsorgende Liebe holen kann; aber das Ganze und Restlose glaube ich heute nur für meine Kinder übrig zu haben. Ich glaube es wenigstens, daß ich mich zu dieser opferbereiten Liebe durchgerungen habe und für mich nichts mehr erwarte. Ich glaube, daß die andere Liebe in meinem Leben nur einmalig war. Ein Mann wie Sie, guter Freund, braucht aber mehr, und ich weiß, Sie würden auf die Dauer nicht mit den beiden Buben teilen wollen." Er schaute sie groß und innig an: „Sie werden wieder lieben lernen. Sie sind noch zu jung. —" — Die Frau sprach nicht sofort, dann aber sagte sie schlicht und einfach: „Es wäre nicht ehrlich, wenn ich daran zweifeln wollte. Das kann niemand voraus sagen. Gewiß wäre das möglich", und sie schob die beiden goldenen Ringe an ihrer schmalen Hand auf und ab im leisen Spiel, „aber es ist nicht gewiß, und ich kann es nicht ertragen, guter Freund, daß gerade Sie, der Sie mir so tapfer und uneigennützig zur Seite gestanden als mein Gatte so plötzlich von uns ging und nun immer und immer wieder helfend und ratend zur Stelle waren, wenn ich nicht mehr ein und aus wußte, eine Hoffnung in sich tragen, die ich vielleicht nicht erfüllen kann. — Ich glaube, das wird mein Lebenskreis sein: Meine Jungen und ich, ich und die Jungen. Vielleicht ist es Sünde, so mit sich und dem Leben einfach abzuschließen, sich einfach damit zufrieden zu geben wie es nun einmal schicksalsgemäß ist; aber ich weiß, daß Männer nicht gerne teilen, daß Sie die Frau, die sie lieben immer ganz für sich haben wollen. Wohl erinnern Sie sich, wie unser erster Bub zur Welt kam, wie mein Gatte darunter gelitten, daß er mit dem kleinen Büblein teilen mußte? Das hat gelernt sein wollen und es ging nicht leicht. — Ich fürchte, es würde Sie noch schwerer ankommen, müßten Sie mit den Kindern Ihres verstorbenen Freundes teilen. — Ich kann Ihnen nichts weiter als meine gute, aufrichtige Freundschaft geben. Sie aber müssen sich eine junge Frau suchen, die Ihnen Ihre unbegrenzte, ungeteilte Liebe schenken kann —."

Fast leidenschaftlich rief nun der Freund in die Stille hinein: „Ich liebe doch die beiden flotten Buben auch, Frau Grete!" — Jetzt wurden die Züge der Frau fest und ernst: „Nein, lieber Freund, das ist nicht so wie Sie glauben. Sie lieben nicht die Buben, Sie lieben mich und die Buben, weil sie ein Teil von mir sind, und gerade darum muß es bei der alten Freundschaft wie bisher bleiben zwischen uns. Ist das so unmöglich und so schwer? — In der Ehe aber dürfen Sie sich nicht mit geteilter Liebe begnügen. Dafür ist der Preis Ihrer Freiheit zu hoch. — Lassen wir das Bild unverändert: Die beiden Buben und ich, ein Dreiklang, der in meinem Leben nun einmal führend ist und die Melodie meiner Lebenstage sein wird bis an ihr Ende. —

Wäre ich selbstsüchtig, mutlos und ohne Freude am Leben, nicht fähig, die Buben zu erziehen und für sie zu sorgen, hätte ich mich samt ihnen in Ihre sorgende Obhut gegeben und hätte Ihnen restlos Vertrauen geschenkt. Aber ich gehöre nicht zu jenen Frauen, die um jeden Preis den Mann zum Leben brauchen."

Der Freund schrieb in Gedanken Figuren mit der Spitze seines Fußes auf den Bodenteppich und stieß dabei an das Märchenschloß, das er mit den Jungen auf dem Fußboden gebaut hatte. Die ganze Herrlichkeit fiel in sich zusammen. Mit bitterm Lächeln sagte er wie zu sich selbst: „Da fällt das schöne Bauwerk und kollert bunt und wirr übereinander. Das kommt davon, wenn man Luftschlösser baut!" Er erhob sich und wandte sich zum Gehen. Frau Grete widersprach nicht, als er in gepreßtem Tone sagte: „Ich gehe nun in die Nacht hinaus und will darüber nachdenken und mich bescheiden lernen wie Sie — — sehen Sie, wie die Flocken leise, leise fallen. Gibt es etwas, das so sanft zur Erde fällt und doch so viel Schwere in sich birgt —?"

Frau Grete wollte ihn begleiten und einen Gang an seiner Seite tun durch den tollen Flockenreigen, um ihm zu beweisen, wie gut sie ihm trotz allem war. Er aber wehrte ab und sagte: „Nein, heute nicht, lassen Sie mich allein fertig werden, ich brauche heute Abend nicht Sie, nachdem ich Ihre Liebe doch missen muß!"

So schritt er allein in die Winternacht hinaus. Die Schneeflocken kühlten seine heiße Stirn. Müden Schrittes ging er einem unbestimmten Ziel entgegen.

Sie stand am Fenster im dunklen Zimmer und schaute dem Freunde nach wie er im tollen Flockenwirbel langsam verschwand. Wohl wußte sie, was sie aufgegeben; es war auch ihr nicht leicht, denn oft genug entbehrte sie die starke Hand als Stütze.

Sie trat an die Betten der eingeschlafenen Buben. Strich sanft über die blonden Köpfe und sprach leise zu sich selbst: „Ihr beide und ich, das genügt —."

Draußen aber fielen die weißen Flocken und deckten die graue, erstarrte Erde zu mit ihrem weichen Flaum, begruben damit vergebenes Wünschen, bedeckten manches Herzeleid, und wenn am kommenden Morgen die Wintersonne auf die weiße, glitzernde Decke schien, dann tanzten die kristallenen Lichter allüberall, wo die weißen Flocken ruhten, von ihrem tollen Reigen in der vergangenen Nacht . . .

Gibt es bewohnbare Sterne?

Daß der Mond bewohnt sei, ist ein uralter Aberglaube, der sich in Sagen und Märchen bis heute erhalten hat; daß man aber vor hundert Jahren noch die Bewohnbarkeit des Mondes als Möglichkeit ernsthaft in Betracht zog, und daß man damals noch allerlei Vorschläge machte, wie man mit den Mondbewohnern in Verbindung treten könnte, ist wohl wenig mehr bekannt. So riet beispielsweise noch der große deutsche Mathematiker Gauß, ein großes Gebiet auf der Erde nachts künstlich zu erleuchten, und zwar in der Form eines rechtwinkligen Dreiecks, über dessen Seiten Quadrate stünden. Wenn dann die Mondbewohner vernunftbegabte Wesen seien, dann müßten sie daraus den Lehrsatz des Pythagoras ableiten können und sofort bemerken, daß dieses irdische Leuchtzeichen ihnen gelten müsse. Sie würden dann zweifellos in ähnlicher Weise antworten.

Durch die großen Fernrohre der Gegenwart kann uns der Mond bis auf wenige hundert Kilometer nahegerückt werden. Städte und Dörfer, ja schon umfangreiche Gebäude müßten deutlich zu erkennen sein. Aber nichts derartiges zeigt sich, ebensowenig irgendwo eine Färbung oder Veränderung des Mondbodens, die auf eine Pflanzendecke schließen ließe. Der Mond ist eine Stein- und Felswildnis von grauenhafter Oede und Todesstarre.

Keine Luft, kein Wasser, keine Wolken — nichts das auch nur den Schein einer lebendigen Bewegung vortäuschen könnte! Vom Monde wissen wir daher heute mit Sicherheit, daß er unbewohnbar ist, unbewohnbar wenigstens für Lebewesen nach menschlichen Begriffen, unbewohnbar für Menschen, Tiere und Pflanzen. — Aber ist denn alles Leben an die uns bekannten irdischen Formen gebunden? Wer wollte der Unendlichkeit des Alls und der Allmacht des Schöpfers Grenzen setzen? Was könnte ihn hindern, auch den Glutgasball der Sonne selbst, auf der eine Temperatur von 6000° herrscht, mit lebenden Wesen zu bevölkern? Aber es wären nicht Wesen wie wir sie aus unserer irdischen Erfahrung kennen; denn eine solche Temperatur dulden nicht einmal chemische Verbindungen.

Allem Lebendigen auf der Erde sind gewisse Schranken gesetzt. Es ist nun einmal alles Leben an bestimmte, genau umgrenzte Temperaturen gebunden. Die Körper aller Lebewesen enthalten als einen ihrer wichtigsten Baustoffe Eiweiß. Dieses verträgt höchstens Temperaturen von 75°, sonst gerinnt es und zerstört damit den Organismus, den es aufbauen hilft. Freilich haben Bakterien in gewissen Fällen eine Erhitzung bis zu 150° ausgehalten; trotzdem wird man daran festhalten dürfen, daß eine mittlere Temperatur von 100° die obere Grenze bildet, in der Organismen sich lebendig erhalten können. Als untere Grenze wird man 0° annehmen dürfen. Es ist zwar gelungen, verschiedene Tierarten auf weit tiefere Temperaturen abzukühlen, einfrieren zu lassen. Bei vorsichtigem Auftauen konnte man Frösche von —28° Kälte wieder ins Leben zurückbringen; Versuche haben ergeben, daß Schnecken —120° und Bakterien —200° Kälte ertragen, ohne unbedingt der Zerstörung zu verfallen. Das Leben wurde durch diese hohen Kältegrade zwar nicht vernichtet, befand sich aber in einem Zustand der Ruhe, in einer Erstarrung, die äußerlich mit der Todesstarre durchaus gleichgesetzt werden kann. Deshalb wird man bei Temperaturen, die ständig tief unter dem Nullpunkt liegen, kein Leben mehr finden. Man muß daher grundsätzlich feststellen, daß alles Leben auf der Erde durch die mittleren Temperaturen von 0° und 100°, dem Gefrier- und Siedepunkt des Wassers, oder dem Gerinnungspunkt des Eiweiß bei höchstens 75°, abgegrenzt ist.

Unsere Organismen brauchen aber nicht nur eine bestimmte Wärme als notwendige Voraussetzung ihrer Existenz, sie brauchen auch Licht. Bei vollkommenem Lichtabschluß verkümmern sie sehr rasch, wenn man andrerseits auch feststellen muß, daß in den Tiefen der Weltmeere, in die das Licht fast nur spurweise und kaum mehr wahrnehmbar hinabdringt, eine reiche und absonderliche Tier- und Pflanzenwelt existiert. Doch wissen wir über deren Lebensäußerungen recht wenig, und es ist immerhin als wahrscheinlich anzusehen, daß sie doch die Möglichkeit haben, in höhere, lichtdurchstrahlte Grenzen aufzusteigen. Ganz ohne Licht sind zum mindesten pflanzliche Lebewesen nicht existenzfähig.

Ferner bedürfen alle Organismen zu ihrem Aufbau und zu ihrer Erhaltung gewisser Stoffe aus der anorganischen Natur. Fast alle irdischen Lebewesen brauchen Wasser in flüssiger Form. Weder auf dem Eis noch in der vollkommen wasserleeren